



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Buch der Wilden im Lichte französischer Civilisation.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gener noch einmal über seine Geschichtsauffassung in Bezug auf die Revolution sich ausspricht: Nous bannirons et le fatalisme qui excuse et la faiblesse qui pardonne, car le pardon dans l'histoire c'est faiblesse, si ce n'est pas trahison. L'historien est un juge; un juge n'est qu'un homme qui applique la loi et il n'a pas le droit de pardonner. Au souverain seul appartient le droit de grâce et le souverain dans l'histoire c'est Dieu. Ceux qui demandent que l'impartialité soit l'oubli des principes, que l'historien ne soit qu'un écho sans coeur, qu'ils ferment ce livre. Ce n'est pas pour eux que nous écrivons.

Es ist sehr zu wünschen, daß die Bücher eines Schriftstellers wie Bunge, der mit französischem Geſpirt deutschen sittlichen Ernst und deutsche Gewissenhaftigkeit verbindet, auch in Deutschland immer mehr Leser finden mögen. Sie werden wesentlich dazu beitragen, eine gesunde Geschichtsauffassung, richtige politische Maximen und eine ruhige Betrachtung der socialen Fragen gerade durch die unübertreffliche künstlerische Form, in welcher diese Lehren vorgetragen werden, in die weitesten Kreise zu verbreiten.

August Henneberger.

Das Buch der Wilden

im Lichte französischer Civilisation.

Unter diesem Titel ist von J. Pechholdt (Dresden, G. Schönfeld's Buchhandlung) eine ausführlichere Darstellung des von den Zeitungen vor einigen Wochen mitgetheilten Vorfalles erschienen, bei welchem ein französischer Gelehrter Malereien eines deutsch-amerikanischen Hinterwäldlerbuben als indianische Hieroglyphenschrift veröffentlichte und tiefsinnige Betrachtungen darüber anstellte. Im Folgenden geben wir einen Auszug aus der kleinen Abhandlung, die dadurch besondern Werth gewinnt, daß ihr auf acht Tafeln zahlreiche Proben jener zum Theil sehr charakteristischen Gemälde beigegeben sind.

Die französische Eitelkeit und Selbstüberschätzung ist bekannt. Erst neuerdings hat Graf Walewski beim Schluß der Pariser Kunstausstellung der Welt wieder zu wissen gethan, daß Frankreich an der Spitze der abendländischen Civilisation steht, daß es die Nation ist, die allen andern Völkern Lehre und Beispiel gibt. Davon, was diese Andern geleistet, wird wenig Notiz genommen, fremde Sprachen zu lernen ist nicht im Gebrauch, und so konnte es geschehen, daß jener Gelehrte sich und ein hohes Ministerium des kaiserlichen Hauses in einer Weise lächerlich machte, wie es seit Erschaffung der Welt noch ohne Beispiel ist. Wir haben erlebt, daß ein falscher Sanchuniathon Gläubige fand, Leipzig hatte seinen Simonides, Prag täuschte mit einem ähnlichen traurigen Schwindel gelehrte Männer geraume Zeit. Unerhört aber ist und unerhört wird bleiben in Deutschland das folgende ungeheuerliche Mißgeschick der Pariser Wissenschaft.

Ein deutscher Hinterwäldlerjunge legt sich ein Buch an, in welchem er seinen Drang zur Malerei befriedigt und nebenbei Uebungen im Schreiben anstellt. Das Buch gelangt, auf welche Weise ist unbekannt, unter die Raritäten der Pariser Arsenalbibliothek, in deren Katalog es unter dem Titel „Livre des sauvages“ verzeichnet ist. Die Gelehrten des Instituts halten es für das Werk einer amerikanischen Rothhaut, und ein Abbé Domenech, Ch.

rendomberr von Montpellier und Mitglied der päpstlichen Akademie, sowie mehrerer gelehrten Gesellschaften, findet es so werthvoll, daß er es der Welt nicht vorenthalten zu dürfen glaubt. Das Werk, aus mehr als 200 Seiten bestehend, wird facsimilirt, eine von tiefer Gelehrsamkeit strotzende Erläuterung dazu geschrieben und das Opus unter den Auspicien des Ministeriums des kaiserlichen Hauses veröffentlicht. Dem berühmten „Bibliophile Jacob“ (Paul Lacroix) in einer schwungreichen Epistel gewidmet und für so wichtig gehalten, daß man es, dem Gerücht zufolge, bei der französischen Akademie um den Volney'schen Preis concurriren ließ, führt es den Titel: „Manuscrit pictographique Américain précédé d'une notice sur l'Idéographie des Peaux-Rouges par l'Abbé Em. Domenech, Missionnaire apostolique, Chanoine honoraire de Montpellier, Membre de l'Academie pontificale tibérine, de la Société géographique de Paris et de la Société ethnographique orientale et américaine de France.“

Abbé Domenech erklärt, daß der berühmte Bibliophile Paul Lacroix ihn auf das Manuscript in der Arsenalbibliothek als auf ein sehr merkwürdiges und in der ganzen Welt vielleicht einziges aufmerksam gemacht. Ein gelehrter Missionär, der aus den Vereinigten Staaten gekommen sei, wo er sich längere Zeit unter den indianischen Stämmen aufgehalten, habe gleichzeitig ebenfalls von demselben Kenntniß genommen und sich in Betracht der großen Wichtigkeit desselben ein Facsimile davon gefertigt, um es der Beachtung der mexicanischen Alterthumsforscher zu empfehlen. Der Congreß der Vereinigten Staaten würde sicherlich die Veröffentlichung des Buches decretirt haben, wenn nicht Frankreich die Ehre einer solchen Publication sich selbst schon um deswillen hätte vorbehalten müssen, um für das Land, mit dem es früher längere Zeit in naher Beziehung gestanden, seine Sympathie zu bezeugen. Auf die angelegentliche Empfehlung von Seiten des Directors der schönen Künste, v. Mercy, dem die hohe Bedeutung der Publication nicht habe entgegen kommen können, sei das Unternehmen von dem Minister des kaiserlichen Hauses seines besondern Schutzes für werth erachtet und von der Regierung des Kaisers bereitwillig der Kostenbetrag zur Herstellung desselben dargeboten worden.

Unglaublich, daß ein Gelehrter das, was jedes deutsche Kind auf den ersten Blick für das was es ist, d. h. für ein von Seinesgleichen fabricirtes Bilderbuch erkannt haben würde, für einen werthvollen Ueberrest aztekischer Zeichenschrift gehalten hat. Unglaublich, aber wahr! Der Knabe schreibt in unbeholfenen Zügen und größtentheils falscher Orthographie eine Anzahl Namen von Geschwistern und Gespielen, wie „anna“, „maria“, „ioannes“, dann verschiedene Wörter wie: „gewald“, „Grund“, „Gewuß“, „wurß“, „ßbod“, (Spott) „schändlich“, „Gott mein zeuge“ u. s. w. Das gelehrte Mitglied der société ethnographique orientale et américaine de France findet darin mysteriöse Zeichen altindianischer Cultur. Der Knabe malt sich einen Bienenstock, drei Honigwaben und den zur Bewahrung des ausgelaufenen Seims bestimmten Krug in sein Buch, und der Interpret seiner Zeichnungen erklärt, trotzdem daß deutlich das Wort „Honig“ darüber zu lesen ist, den Bienenstock für ein „Faß mit Feuervasser“. Der Knabe zeichnet ein paar sonderbare Figuren hin und schreibt das Wort „wurß“ darunter, und der Somnambulismus seines Erklärers findet darin, man höre und staune — „das Emblem des Blizes, Symbol der göttlichen Züchtigung“. Nr. 43 der Figuren stellt einfach eine in der Kinderwelt sicher allenthalben bekannte praktische Demonstration ad posteriora mit der Zuchtruthe dar, welche der jugendliche Künstler gewiß oft an sich selbst und, wie die zahlreichen Obscönitäten unter seinen Schöpfungen vermuthen lassen, verdienstermaßen erfahren haben wird.

und siehe da, der Tiefblick des gelehrten Abbé erkennt in der Gruppe einen indianischen Medicinmann. In zwei andern Bildern ist in sehr roher und handgreiflicher Weise die Vorstellung des Knaben von der Art verfinnlicht, auf welche der Teufel eine Seele zu holen pflegt. Deutlich sind die Hörner des Bösen zu erkennen, aber auch er ist nach unserm Pariser Weisen ein Medicinmann.

So geht es weiter. Für die Kreuzifixe, die Monstranz, den Todtenkopf mit den gekreuzten Gebeinen darunter, das Kreuz mit H. S. daran, Dingen, aus welchen jedenfalls zu schließen, daß der Maler Katholik, wenigstens Christ war, hat der Herausgeber des „Buchs der Wilden“ so wenig ein Auge wie für jene deutschen Schriftzüge. Unanständige Zeichnungen von Vorgängen des Geschlechtslebens, wie man sie auch von unsrer Straßenjugend nicht selten an die Wände malen sieht, lassen den gelehrten Ethnographen auf eine Darstellung des Phallusdienstes schließen. Ein paar Gruppen von vier oder fünf Figuren, die hinter einer Art Vogel hermarschiren, sollen eine Emigration vorstellen. Eine Gestalt mit einem Höcker auf dem Rücken scheint dem Hieroglyphendeuter ein geflügelter Geist zu sein, der zwei vor ihm sitzende Indianer mit dem Phallus in der Hand beschützt. Zwei nebeneinander befindliche Figuren, von denen die eine mit Röthel beschmiert ist, sind ein paar himmlische Geister, welche der Herausgeber als die Genien des Feuers, die obersten Herren der Wolken, des Blizes und des Regens angesehen wissen möchte. Zwei seltsame Phantasieschöpfungen, jede mit sechs Augen und einem Herzen, von denen die eine einen Säbel, die andere ein Dreieck in der Hand hält, sind „zwei mächtige Persönlichkeiten, Reute von Muth und Einsicht, die Chefs zweier großen Nationen“.

Die schönste aller Erklärungen ist die von Seite 3, wo man weiter nichts als ein rohes längliches Viereck und daneben eine Figur erblickt, die ungefähr wie eine Wurst mit herunterhängenden verlängerten Zipfeln aussieht; unten ist noch ein kleiner Ring. Was denkt sich der Scharfblick unseres Franzosen darunter? — Unter der Wurst stellt er sich den symbolisirten Himmel vor, der auf die Bitten dessen hört, welcher ihn anruft; die herunterhängenden Zipfel sind, die Ohren!

In dem Originale finden sich viele Lücken und schadhafte Stellen. Dennoch hat der Scharfblick des Herausgebers einerseits daran denken können, das Sujet des Buches im Allgemeinen zu erklären, andererseits sogar ausfindig gemacht, daß dasselbe aus vierzehn Kapiteln besteht, die er auch genau nach den Seitenzahlen abzugrenzen verstanden hat. Doch weiß er leider über den Inhalt der einzelnen Kapitel nicht viel Sicheres zu sagen. Der zweite Abschnitt soll von der Einführung des Christenthums bei einem oder mehren Stämmen des Nordens handeln, der elfte Episoden aus der Geschichte eines Stammes gewidmet sein, der vierzehnte auf Erinnerungen an die Wanderung von Missionären in dem Gebiet eines von den Stämmen hinweisen. Im Uebrigen sind die Kapitel als Ganzes dem Herausgeber unverständlich geblieben oder enthalten seiner Ansicht nach Allerlei durcheinander, bald Mystisches, bald Historisches, bald auf den Phallusdienst Bezügliches, was jedoch bei der Dunkelheit des Sinnes keiner nähern Aufhellung habe unterzogen werden können.

Wie unter solchen Umständen dem würdigen Herausgeber die Behauptung, das Sujet des Buches erklären zu wollen, möglich gewesen ist, läßt sich schwer begreifen. Noch weniger leicht aber ist zu fassen, wie Abbé Domenech auf den Einfall gerathen ist, das Buch in einzelne Kapitel zu theilen und genau abzugrenzen. Es erklärt sich das nur etwa so, daß man mit Pechholdt annimmt, der Herr habe sich bei seiner Kapitelaufstellung in einer Art sonniam-

bulen Zustandes befunden, ähnlich dem, in welchem sich manche Aegyptologen bei ihren Hieroglyphenentzifferungen befinden, und in welchem man Dinge sieht, die für andere Menschenkinder, selbst die von gesundestem Verstande, vollkommen unbegreiflich bleiben.

Die Reform des Herrenhauses.

Von der preussischen Grenze.

Mit großer Befriedigung bemerken wir, daß endlich auch die ministeriellen Blätter anfangen, sich mit einer Angelegenheit zu beschäftigen, die für Preußen vielleicht die wichtigste Lebensfrage ist. Bis jetzt hatte es den Anschein, als sollte sie der Demokratie überlassen bleiben, um als Agitationsmittel für die Wahlen benutzt zu werden, da doch mit Ausnahme der Kreuzzeitungspartei alle Stände darüber einig sind, daß es mit dem Herrenhause nicht so bleiben kann. Die jetzige preussische Verfassung gleicht einem Wagen, der an zwei entgegengesetzten Seiten mit Pferden bespannt ist: die Folge davon ist nicht bloß Stillstand, sondern die äußerste Gefahr der Beschädigung.

Die ministerielle Presse hofft die Reform, die sie als nöthig erkennt, auf dem Wege der Verordnung durchzusetzen, ohne die Gesetzgebung in Anspruch zu nehmen, da mit dem gegenwärtigen Herrenhause eine Veränderung seiner Zusammensetzung nicht zu vereinbaren ist. Sie hofft die Majorität dadurch zu ändern, erstens, daß die Zahl der lebenslänglichen, vom König ernannten Mitglieder vermehrt, zweitens, das dem sogenannten befestigten Grundbesitz verliehene Präsentationsrecht eingeschränkt und anderweitig regulirt wird.

Daß Beides auf dem Boden der bestehenden Verfassung möglich ist, darüber besteht kein Zweifel. Das Präsentationsrecht des „befestigten Grundbesitzes“ ist nicht durch die Verfassung oder Gesetzgebung, sondern durch die königliche Verordnung normirt worden, es kann mithin auf demselben Wege wieder abgeändert werden.

Sehr zweifelhaft dagegen ist, ob diese Schritte die Folge haben werden, welche sich die ministerielle Presse davon verspricht. Zunächst ist es augenscheinlich, daß die bisherige Majorität des Herrenhauses, die zwar ohne allen Grund, aber doch im besten Glauben die bisherige Zusammensetzung desselben für endgültig hält, durch dies vermeintlich ihr angethane Unrecht in ihrem Troß nur noch bestärkt werden wird. Sodann ist es sehr die Frage, ob die neu eintretenden Mitglieder, so sorgfältig auch das Ministerium ihre Wahl, überwachen mag, nicht allmählig als wirkliche Pairs von dem im Herrenhaus herrschenden Geist inficirt werden. Die bisherige Majorität ist eine compacte Masse, die neu eintretenden Mitglieder fühlen sich selbst halb und halb als Eindringlinge, wenigstens als vereinzelt, und die Anziehungskraft der ersteren wird um so mehr auf sie wirken, da man es geflissentlich zu vermeiden scheint, den neuen Elementen hervorragende Führer zu geben. Die Lage der neuerdings ernannten Pairs scheint uns wenig beneidenswerth.

Es kommt noch ein Umstand hinzu, der uns sehr wichtig scheint. Wenn eine Verfassung wirkliches Leben im Volk gewinnen soll, so muß mit allen ihren Be-